

Nr. 166. Bromberg, den 23. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Artig führte Potosi Friede an den Tisch zurück, an dem auch Felipe saß.

„Sie sehen abgespannt aus, Miß Stetten", Felipe sah aufmerksam in Friedes Gesicht.

„Bin ich auch", gestand Friede. „Das war heute eine ziemliche Nervenanstrengung. Erst das Turnier, jetzt der Abend. Helfen Sie mir, Mister Filipe, daß ich unauffällig verschwinden kann."

„Da wird aber Don Luis etwas unglücklich sein. Ich glaube, er hat irgendwo eine große Festrede in der Fracktasche."

„Nur das nicht! Barmherziger Himmel, ersparen Sie mir das. Ich bin gar kein Mensch, der sich gern feiern läßt."

„Dann passen Sie wirklich nicht zum Film, Miß Stetten", meinte Filipe und sah das schöne Mädchen wohlwollend an. „Also, wissen Sie was? Wir benutzen die erste beste Gelegenheit, um zu entschlüpfen."

Es gelang ihm wirklich, während eines Tanzes Friede ungesehen aus dem Raume zu führen.

Aufatmend schloß Friede die Kabinentür hinter sich. Der Lärm des Festes klang gedämpft zu ihr herüber.

Gott sei Dank, dachte sie. Das war reichlich. Sie öffnete das Bullauge ihrer Kabine. Die frische Nachtluft kam belebend und stark herein. Im ungewissen Mondlicht schäumten die Wellen des Ozeans glasig heran. Zauberhaft sah die Weite des Meeres aus dem grünlichen Silberschein des Mondes.

Das müßte Telse sehen, dachte Friede, könnte ich ihr doch die Welt zeigen, wie ich sie jetzt sehe. Telse kennt nichts wie die Heimat. Nicht? dachte sie, sie kennt das Aller-, Allerschönste.

Sie bekam plötzlich wieder eine schreckliche Sehnsucht nach Telse, nach der kleinen Wohnung mit der baumumrankten Veranda, dem Blumenbund der Petunien. Nach Telse und nach Peter Ott. Schnell holte sie ihre Briefmappe hervor.

„Liebe Telse,

mir ist plötzlich so nach Heimat und nach Sehnsucht. Darum schreibe ich Dir schnell. In den Zeitungen wirst Du ja bald von dem heutigen Turnier lesen. Man hat mich sehr gefeiert. Aber das ist mir Wurst, wie ich sagen würde, wenn nicht eine gewisse Telse sich immer ob meiner Kraftausdrücke aufregte. Liebe Telse, die Welt ist schön. Aber es ist doch nicht das Zuhause. Nun, ich habe es mir nun einmal eingebrockt und muß es weiter aussessen. Ahnst Du, wo Peter Ott stecken mag? Schreibe mir das einmal. Na ja, Du weißt ja — und so weiter. Ich küsse Dich, Du liebe Gute. Deine Friede."

*

Völlig benommen stand Friede ein paar Tage später an Deck und starrte auf die unwirkliche Landschaft, an der die „Orinoco" vorübersteuerte, ihrem Landungsplatz zu.

Das waren nicht Theaterkulissen, das war lebendige Exotik!

Und doch, wie unwirklich erschien Friede alles, als sie sich zum ersten Mal den merkwürdigen, stillen Abdachungen der mexikanischen Hochflächen gegenüber sah. Gleich hinter der glühenden Sandtreppe der Küste mit ihren fauligen Süßwasseranlagen und den Salztümpeln begann sie. Dunkelhäutige Männer, den riesigen, vor Sonne schützenden Somrero auf dem Haupt, der nach oben spitz zuläuft wie ein Zuckerhut, rannten am Strande hin und her, winkten zu dem Dampfer hinüber. Der Himmel war von einem so durchsichtigen Blau, daß Friede das Empfinden hatte, noch niemals wirkliches Himmelsblau gesehen zu haben. Die grandiosen Bergriesen mit ihren schneebedeckten Gipfeln hoben sich in leuchtender Weiße davon ab.

Friede schaute und schaute. Dies gewaltige Massiv des Pics von Orizaba! Diese wilde Schönheit nahm sie ganz gefangen. Schien nicht der Duft von Zitronen und Orangenbäumen über das Meer zu wehen? Tief sog sie die Luft ein. Dann wandte sie sich mit leuchtenden Augen Don Potosi zu. Der betrachtete sie schweigend von der Seite.

„Ich sehe, Sie sind auch begeistert, Donna Friede. Ich bin überglücklich, daß meine Heimat solchen Eindruck auf sie macht. Doch was Sie hier sehen, ist nur ein weniges von der grandiosen Schönheit dieses Landes. Sie werden es kennen und lieben lernen, so sehr, daß Sie es niemals wieder verlassen mögen."

„Nie verlassen?" Friedes Blick hing an der traumhaft schönen Landschaft. Traumhaft und doch fremdartig. Wie Träume fremdartig sind, berauschend. Aber niemals will man in einem Traum leben. Man will wieder erwachen. Und wenn sie erwachen würde, würde sie sich wieder nach Deutschland sehnen.

*

Auf dem Vogelsberg schritt die Arbeit fort. Schon zogen sich breite Kanäle durch das Moor, denn das System der Verfehnung ließ sich auch hier anwenden.

Braungebrannt stand Käthchen Großkopf täglich an ihrer Gulaschkanone.

Der Emmerich Bursch hat, seit er wieder arbeitet und regelmäßig ißt, 5 Pfund zugenommen", berichtete sie strahlend der Bärbe. „Und alle andern schimpfen nicht mehr, daß sie Hunger haben. Ja, ja, unser Herr Engelrodt, der hat's in sich. Dabei ist's eine so schwere Arbeit. Neulich, als es ein paar Tage geregnet hat, da haben sie draußen in Dreck und Speck gestanden die Männer und die Burschen. Ich habe gedacht, sie würden eher aufhören, aber glaubst du, Bärbe, einer hätte vor Feierabend die Schaufel hingelegt? „Je schwerer, desto besser", hat einer von den Jungens gesagt, „denn weiß man wenigstens abends was man getan hat."

Wirklich, sie waren glücklich, die Männer aus Moorburg und aus den anderen Ortschaften. Sie sahen, das Werk wuchs. Sie sahen, sie zwangen die Erde. Jetzt war es nur die Vorarbeit. Die war schwer genug. Den Moorboden in Regen und Wetter zu dränieren, dazu brauchte es

schon Männerkräfte. Tagelang wurden ihre Kleider nicht trocken, von unten das Moor, von oben der Regen. Und nachts die neblige Feuchtigkeit. Aber sie wollten es zwingen, und so zwangen sie es. Wollten sie einmal müde werden, dann sagte Peter Ott anfeuernd:

„Kinder, denkt daran, im nächsten Jahr da steht hier die grüne Saat, wo jetzt das Moor ist."

Dann stießen sie Schaufel und Hacke tiefer hinein in den zähen Boden. Sie sahen es im Geiste vor sich, das Land, grün, wogend im werdenden Getreide und golden in der Reife der Frucht.

Peter Ott war immer zwischen ihnen. Er war der erste, der hinausging, und der letzte, der heimkam. Und wenn Berechnungen und Kultivierungsproben ihn daheim auf der Hoherodtskopfsburg festhielten, dann fehlte den Leuten da unten im Moorland etwas.

Eines Tages stand Wulff Legien plötzlich groß und schlank vor der Hoherodtskopfsburg, neben ihm der alte Engelrodt.

„Besuch für Sie!" schrie er Peter dröhnend entgegen. Der kam gerade müde von der Arbeit den Berg herauf.

„Wulff, du?" Peter umarmte den Jugendfreund.

„Ja, ich, Peter. Muß doch einmal sehen, wie es dir hier oben geht. Schön habt ihr's hier. Herr Engelrodt hat mir schon alles gezeigt. Kann's begreifen, daß du dich hier so vergräbst, daß du für keinen zu haben bist", plauderte er, während er mit Peter dessen Zimmer zuschritt," und wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, muß der Berg zum Propheten kommen. Ich habe ein Anliegen an dich."

„Na, was soll's denn?" fragte Peter, der unter Pusten und Schnaufen in dem kleinen Waschkabinett das Moorburger Moor von sich abgespült hatte.

„Ich will dich für einen großen Plan gewinnen. Ich komme geradeswegs von Osnabrück, aus dem Bourtanger Moor. Fast alles, was noch urbar zu machen ist, habe ich erworben. 2- bis 3000 Kolonisten können ansiedeln, wenn der Boden ertragfähig geworden ist. Wie lange hast du hier noch zu schaffen, Peter? Und wirst du dann nicht doch zu mir kommen?"

„Geht's nicht ohne mich, hast du nicht Leute, die das machen können?"

„Leute habe ich schon, aber ich möcht's am liebsten mit dir zusammen."

„Wulff, wenn ich nicht unbedingt gebraucht werde, verzichte auf mich. Es ist besser, Wulff. Ich habe meinen Plan schon fix und fertig. Wenn meine Aufgabe hier erfüllt ist, gehe ich wieder nach drüben. Mache hier einem andern meinen Arbeitsplatz frei und versuche, im Ausland eigenen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Glaub mir, das ist besser für mich, Wulff."

Es klang sehr traurig und sehr müde. Was hatte Peter nur? War es vielleicht doch diese kleine Conchita da drüben in Mexiko, die ihm das Herz beschwerte? Sollte er die Frage anschneiden oder war das taktlos? Ach was, man mußte endlich einmal zur Klarheit kommen.

„Lieber Junge, willst du mir nicht sagen, was dich bedrückt? Du bist so ganz verändert, seitdem wir uns das erstemal wiedersahen."

Aber was nun kam, hatte Wulff doch nicht erwartet. Statt einer Antwort fragte Peter, er sah an Wulff vorbei:

„Wulff ist zwischen deiner Kusine Friede und dir wirklich alles aus?"

„Jawohl, sie hat mir einen Korb gegeben. Sie will mich nicht zum Mann. Ich bin ihr zu herrisch. Sie fürchtet ihre sogenannte „Freiheit der Persönlichkeit" durch mich bedroht. Aus und fertig. Ich habe mich damit abgefunden. Aber warum fragst du? Herrgott, Junge, hängst du immer noch an Friede? Und ich dachte, diese kleine Conchita spukte dir im Kopf herum."

Peter lächelte bitter:

„Conchita? Nein, Conchita ist meine kleine liebe Freundin. Ich komme mir ihr gegenüber wie ein älterer Bruder vor. Aber ich hänge verdammt an Friede. Sie hat mir auch einen indirekten Korb gegeben. Das hat mich getroffen. Darum will ich fort, bis sie wieder im Lande ist, sonst gehe ich an der Geschichte kaputt. Und das wäre schwächlich."

Er schwieg und Wulff schwieg auch. Er sah, wie es in Peters Gesicht arbeitete. Er empfand plötzlich etwas wie Wut gegen Friede. Was dachte sie sich eigentlich, so Körbe zu verteilen, als wäre es gar nichts? Um seinetwillen wollte er mit ihr nicht mehr rechten, aber Peter Ott, dieser Prachtkerl? Na, sollte sie sehen, ob sie in ihrem Mexiko etwas Ähnliches fand. Jetzt gab es nur eins: Peter aus dieser Versunkenheit herauszureißen.

„Willst du mir nicht einmal von dieser kleinen Conchita erzählen und wie du dort hinkamst, Peter? Hast mir verdammt wenig von deinen Jahren als Globetrotter berichtet. Und du weißt, wie reiselustig ich selbst bin. Wäre nicht mein Vater so frühzeitig gestorben, keine zehn Pferde hätten mich dazu gebracht, mich schon festzusetzen. Also, stille meinen Wissensdurst. Erzähle mal."

Wulff versuchte einen forschen Ton, um Peter ein bißchen aufzumöbeln. Versonnen sah Peter vor sich hin, dann begann er zu erzählen.

Und wie gegenwärtig lebte durch seine Erzählung die Vergangenheit in ihm selbst auf.

Die Hazienda „Zu den drei Korkeichen", die weite Prärie, von Tannenwäldern umrauscht. Wie oft war er mit Conchita dort gegangen. Wie oft hatte sie ihn gefragt:

„Ist Ihre Heimat schöner, Senor Ott?"

Er dachte dann an die deutschen Tannenwälder, die diesen hier gar nicht so unähnlich sahen und sagte:

„Das ist hier wie die Heimat, kleine Senorita."

Die sechzehnjährige Conchita mit ihren blonden Haaren und blauen Augen wirkte hier ganz fremdartig. „Mujer blanka" nannten sie die Peons der Hazienda, „weiße Frau". Ihre Eltern vergötterten sie, und die Indios gingen für sie durchs Feuer.

Die junge Conchita war noch ein halbes Kind, als sie Peter kennenlernte. Mit festgeflochtenen blonden Zöpfen unter einem riesigen Basthut war sie mit dem Vater nach Durang hingeritten. Sie saß im Herrensitz zu Pferde, in der malerischen Tracht eines Weidereiters von Arizona, mit Reithose aus Lammfell, ein buntes Tuch keck um den Hals geschlungen, so traf er sie in Mexiko Stadt.

Auf der Avenida de los Virgin, einer der belebtesten Straßen, ging plötzlich Conchitas Mustang durch. Ein Auto schob sich zwischen sie und den Vater, der ihr auf dem Pferde sofort nachsetzen wollte. Wäre Peter Ott dem davonrasenden Tiere, das noch niemals in der Stadt geritten worden war, nicht in die Zügel gefallen, wäre es vielleicht um das Kind geschehen gewesen.

Wie erfreut hatte sie aufgesehen, als ihr Vater ihm in deutscher Sprache dankte. Das war der Beginn einer herzlichen Freundschaft, die Peter noch am gleichen Abend auf die Hazienda „Zu den drei Korkeichen" führte.

Hier war und blieb er daheim, solange es ihn in Übersee hielt. Zwar ging er erst noch in einen anderen Teil des Landes, aber sobald die Hazienda Rolands dem Petroleum erschlossen wurde, arbeitete er bei ihm. Conchita strahlte vor Glück, als er zurückkam. Sie war inzwischen aus dem Institut in Mexiko City heimgekehrt: schöner denn je, junges Mädchen und Kind zugleich. Der fremdartig süße Reiz ihrer Erscheinung war geblieben. Wäre Peter Ott nicht ganz von dem Gefühl für Friede erfüllt gewesen, Conchita hätte ihm wohl gefährlich werden können. Doch so, Friedes Bild im Herzen tragend, spürte er zunächst nichts von der Liebe Conchitas zu ihm. Als diese Liebe ihm bewußt wurde, verließ er die Farm. Er wußte, er konnte Conchitas Gefühle niemals erwidern. Wenn er ein Ehrenmann bleiben wollte, mußte er gehen, ehe sich dies junge Geschöpf ganz in dies hemmungslose Gefühl für ihn verstrickt hatte. Ganz bewußt sprach er nun seit langer Zeit wieder einmal von Friede. Es war der Abend vor seiner Abreise. Ein zauberhafter Abend, wie nur die Prärie ihn schenken konnte. Sie waren an den Fluß gegangen, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Der Himmel spielte in unwahrscheinlichen Farben vom Zitronengelb bis zum verschwimmenden Veilchenblau neben Streifen von Orange und leuchtendem Türkisgrün.

„Gibt es etwas Schöneres, als meine Heimat, Pedro?" hatte Conchita gefragt. „Nicht wahr, Sie sind hier auch schon ganz verwurzelt?"

Da hatte er ihr ganz bewußt erwidert, daß nicht nur die Landschaft sondern auch die Menschen einem Heimat bedeuten konnten, und hatte im Zusammenhang damit Friede erwähnt. Da war die kleine Conchita ganz blaß geworden. Peter sagte kein Wort von seiner Liebe zu Friede, aber in dem Instinkt der erwachenden Frau spürte Conchita ganz genau, was dieses deutsche Mädchen Peter bedeutete. Ein

wütender Haß gegen diese blonde Friede von Stetten erfüllte sie, aber sie war Frau genug, um zu schweigen. Sie bewahrte sogar Haltung, als Peter ging. Nur in ihren Augen stand ein so bitterer Schmerz, daß Peter in der Erinnerung noch ein heißes Mitleid empfand. Er wußte, wie hoffnungslose Liebe tat. Und ritterlich, wie er war, verbarg er jetzt dies Wissen Wulff gegenüber. Er schilderte Conchita. Er erzählte von der schönen Hazienda ihrer Eltern. Er sagte Wulff, was für ein lieber, barmherziger und tüchtiger Kerl die kleine Conchita wäre. Nur daß sie ihn liebte, sagte er nicht.

„Und das ist Conchita", er holte das Bild aus der Schreibtischschublade. Ein süßes Gesicht auf der Grenze zwischen Kind und Weib lächelte Wulff an. Nichts von der glutäugigen dunklen Schönheit, die er sich vorgestellt. Dies Gesicht war licht — licht und deutsch. Eine scheue und reine Mädchenseele sprach aus diesen fragenden Augen. Versonnen sah Wulff auf dies liebliche Bild. Es rührte ihn wie ein süßer Zauber.

(Fortsetzung folgt.)

Barbas und der binomische Lehrsatz.

Eine Primanergeschichte von **Paul Renovanz.**

Man kann ein großer Dichter sein, dann ist man meist, im umgekehrten Verhältnis dazu, ein schlechter Mathematiker. Aber auch die künftigen Mathematiker zeigen beizeiten die berühmte Klaue. Von einer Leuchte seines Faches, Mitglied mehrerer in- und ausländischer Akademien, einem Wirtschaftsstatistiker von internationaler Geltung, wird erzählt, daß er bereits als lallendes Knäblein seine Betreuerin nicht schlicht bei Namen, sondern Mathematilde gerufen habe. Aus solchen und ähnlichen ahnungsvoll gestammelten Unmündigkeiten wollen Kundige den Lauf des geistigen Gestirns schon im voraus errechnen. Aber lassen wir das einmal ganz auf sich beruhen, wenden wir uns lieber dem Dichter Barbas zu, der nachmals — nicht ohne Verdienst und Würdigkeit — zu gutem Ruhm gedieh . . .

Der Knabe Barbas konnte sich in seiner Jugend Maienblüte ganz gewiß nicht zu den exakt Denkenden unter den Schülern seines Jahrganges rechnen. In gebrochenen Wurzelexponenten, in arithmetischen Reihen — ach, schon in einem simplen Kongruenzsatz sah er nichts als dürre Heide, ein Feld der Verdammnis, auf dem zu weiden gleichbedeutend mit geistigem Hungertum war. Sollte er etwas an der Tafel „beweisen", dann bewies er damit stets nur seine abgrundtiefe Hilflosigkeit dem zahlenmäßigen Teufelszeug gegenüber, und man hätte ihn ebensogut ersuchen können, in der Sprache der Suaheli Verse des Vogelweiders aufzusagen, die er in aller ihrer mittelhochdeutschen Süße und Innigkeit nachempfand, an deren jubilierend quellender Schönheit seine schier grenzenlose Verzweiflung sich immer wieder aufrichtete, wenn es vordem die übliche Fünf ins Taschenbüchl des Herrn Professors gesetzt hatte.

Dem Fritz Barbas wuchs nachgrad' eine Hornhaut der Gleichgültigkeit an sein sonst empfindliches Gewissen. Er gab es auf. Das mathematisch leere Stroh war nicht mehr zu verdauen. Ihn hungerte nach der Frucht, die Speise seines elysischen Verlangens war. Nur noch in klingenden Hexametern und kristallenen Distichen, im Glanz zarter Lyrik, in kuppelfernen traumhafter Eingebung lebte sein Geist. Mathematik? Er lehnte sie ab. Sie war fortan nicht mehr für ihn vorhanden. Nein und abermals nein! Und wer wollte ihn, den Dichter Barbas, daran hindern, Funken aus totem Stein zu schlagen? Wer ihn zwingen, den dionysischen Ruf in seinem Innern zu überhören, der Bilder und Gesichte von bestürmender Mächtigkeit ihm vor die Seele rückte? Sollte er stumpf die Stunden einer tödlichen Langeweile vor verschlossenen Zahlentoren verdämmern, wenn ihn Gott Pan selber heimsuchte!

Und Barbas dichtete. Dichtete unter der Bank. Dichtete sich diesmal in beißendem Grimm, in lautlosen Gelächterstürmen die Demütigungen vom Herzen, die ihm erst unlängst wieder der binomische Lehrsatz dadurch verursacht hatte, daß er, Barbas, jenen Tücken leeren Sinnes erlegen war. Ach was! Newton hätte die Entwicklung der Summe zweier Größen getrost im embryonalen Zustand der ehrfürchtigen Mit- und Nachwelt hinterlassen sollen. Nun aber das Unheil einmal geschehen war, mochte die Darstellung von der Potenz eines Binoms durch Potenzen seiner Glieder andere entzücken. Barbas verzichtete. Hielt sich auf seine Weise schadlos. Wußte, was er sich schuldig war. Schließlich: sein Selbstbewußtsein, durch die Dauerversager in der Kladde und an der Wandtafel schwer gemindert — nein, zu Boden gedrückt, mußte wieder aufgerichtet werden. Wie anders als durch eisige Vergeltung? Die war das einzige dienliche Mittel, sein seelisches Gleichgewicht wiederherzustellen. Es sollte eine souveräne Rache werden! Mit der Schärfe seines Spottes würde er alle am Pennal zu treffen wissen, die sich so lehrhaft gespreizt, so wolkenhoch erhaben dem schülerhaften Garnichts gegenüber dünkten.

Und Fritze Barbas knöpfte sie sich einzeln vor. In seine Bank am hintersten Fenster gequetscht, rechnete er tintenfinster ab mit jedem, der seiner Meinung nach dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen hatte. Der breite Buckel des Vordermannes bot hinreichend Deckung. Sehr gut. So konnte man doch ruhig arbeiten. „Scholarchen — eine Komödie in vier Aufzügen von Fritz Ferdinand Barbas", stand kühn verschnörkelt und rundbeschriftet auf dem ersten Innenblatt des Wachstuchheftes. Der Verfasser betrachtete den Titel mit Genugtuung. Oh, schon viel gutes glattes Papier hatte die unerbittliche Feder bewältigt. Zwei Akte und vier Szenen „standen"; der Rest war nicht der Rede wert. Kleinigkeit. Der Theaterverein „Thalia" in der Unterstadt, dem die Uraufführung zugesagt war, würde mit dieser Uraufführung sicherlich Furore machen. Waren aber auch Bombenrollen das, Donner ja!

Mit nachdenksamer Falte über der Nasenwurzel entwarf Barbas den fünften Auftritt. Die Spuren eines Eierfrühstücks auf der Weste, mit verrutschter Halsbinde hatte hier der Professor Freudig eine Philippika seiner kneiferbewehrten Gattin über sich ergehen lassen . . . wahrlich ein anderer Freudig, als dieser dort wie Jupiter auf dem Katheder thronende, der trotz des optimistischen Namens wenig Anlaß zu freundlichen Schlußfolgerungen daraus gab. Und so vertieft frönte der Dichter boshafter Lust, daß er des Verhängnisses, das sich da nahte, nicht inne ward. Mit herzstockender Bewegung schlug der Ertappte das Heft zu, duckte sich wie vor aufspringendem Gewitterwind — aber nichts geschah, was solch jähe Abwehr gerechtfertigt hätte. Professor Freudig, an dem kein Muskelzucken flackerte, griff gelassen zu. Öffnete und las den Titel. Und schloß, mit einem durchdringenden Blick auf den fahl gewordenen Fritz Ferdinand, das Heft. Lautlosigkeit hing wie eine Glocke ohne Klöppel über der Klasse. Lustvoll gespannte, bedauernd aufgerissene Augen zielten alle nach dem einen Punkt. Und dieser Punkt, diese Winzigkeit, stöhnte: Wenn der Mann doch loswettern wollte! Was denkt er sich bloß? Ist ja doch sowieso alles zu Ende hier. Liest der Freudig das — und die andern vom Kollegium mit, dann bin ich geliefert. Aber warum schweigt er mich so vernichtend an . . . nicht auszuhalten das!

Seltsam, den Mathematikprofessor beschäftigen im wesentlichen die nämlichen Überlegungen. Und während die Hand von dem schwarzen Heft mechanisch Besitz nahm und das corpus delicti auf dem Pult vorn niederlegte, fuhr Freudig im Unterricht fort. Das Stück Kreide und Mittelfinger ergänzte bedachtsam und mit einem kleinen mißtönigen Schürfen die Zeichen und Zahlen; es war, als ob sich nichts ereignet hätte. Der Primus Schuhmacher vollendete die eine Binominalreihe, die an Klarheit und Schlüssigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Barbas hing teilnahmslos im Gestühl. Der Junge war erledigt. Der „Scholarch" ging zu einer anderen Aufgabe über. Ohne Erregung, klar und nüchtern und trocken wie immer. Manchmal streifte, fast bedauernd, ein Blick die Bank hinten am Fenster; aber bei aller Unbewegtheit des Gesichts, der Farblosigkeit dieser Stimme arbeiteten abseitige Gedanken rastlos in dem Lehrer. Schöne Sachen, die der Barbas da ausgeheckt haben mochte! Neugier versuchte den Pädagogen. Aber gäbe man ihr nach — was dann? Man kann sich doch denken, wie die „Scholarchen", ich und meinesgleichen, darin aussehen. Verzerrt, hämisch verzerrt natürlich, wie wir in unzufriedenen und unreifen Köpfen bisweilen gespiegelt werden. Würde ich mich denn durchaus in Barbas' Auffassung zu sehen wünschen, folgerte der Professor, dann wäre der Effekt ein Mordsskandal, und der dumme Bengel flöge in kurvengenauer Ellipse von der Anstalt. Nee. Der wackere Mann schüttelte, wohl gegen Absicht und Bewußtsein, energisch den Kopf. Lohnte nicht.

Andere Strafe schien in diesem Fall geboten. Und in das Schrillen des Stundenschlusses rief Professor Freudig das Primanerlein vor, gab ihm das Heft zurück und sagte mit merklicher Betonung: „Ich schreibe Sie natürlich wegen grober Unaufmerksamkeit ins Klassenbuch, verstanden?"

Barbas sah den Lehrer verständnislos an. Aber ein Schein, aus Rissen und Spalten zertrümmerter Verstockung und zerrissener Verstrickung dringend, breitete sich dann rasch über sein Gesicht, der Mund würgte schamvoll an dem einen Wort: „Jawohl." Und hinterdrein stolperte karger, herzgestauter Dank. Selbstverständlich begriff Barbas noch nicht ganz, was ihm hier geschenkt ward, so sehr hatten ihn Weisheit und Güte eines alten Lehrerherzens versehrt. Aber immerhin, so sehr blieb der Junge seiner fünf Sinne doch mächtig, daß er das dargereichte Heft mitten durchriß und die beiden Hälften heftig in die Tasche stopfte.

So gab es in dieser Sache eigentlich nur einen Leidtragenden: den Theaterverein „Thalia".

Der Amtsschimmel.

Vor vielen Jahren gab es in einem pommerschen Dörfchen einen Grenzstreit. Da die Sache weit zurücklag, richtete der Landrat an den Gemeindevorsteher das Ersuchen, die ältesten Leute des Dorfes zu vernehmen.

Der Gemeindevorsteher antwortete mit folgendem Schreiben: „Leider kann die hohe Verfügung des Herrn Landrats nicht durchgeführt werden, da die ältesten Leute des Dorfes vor einigen Jahren verstorben sind."

*

Der Bürgermeister einer Kleinstadt erhielt von einem Versorgungsamt ein Formular mit der Aufforderung, über den Kriegsbeschädigten Müller zu berichten. Der Beamte erledigte dies Ersuchen, indem er das Formular ausfüllte: Art der Verwundung? — Rechtes Auge verloren, trägt ein Glasauge. Ist eine Besserung eingetreten? — Hier machte der Bürgermeister einen Strich.

Nach einer Woche sandte das Versorgungsamt das Formular zurück mit dem dringenden Ersuchen, auch die Frage nach einer Besserung zu beantworten.

Da schrieb der Bürgermeister: „Müller kann durch das Glasauge noch immer nicht sehen."

*

In der Festung Thorn gab es früher ein Artilleriedepot und ein Proviantamt. Beiden war zur Steuerung der Mäuseplage das Halten von Katzen gestattet, die mit militärischer Pünktlichkeit jeden Morgen Milch erhielten. Vierteljährlich reichte jeder Aufseher die Milchrechnung ein.

Eines Tages kam im Artilleriedepot eine Anfrage der Oberrechnungskammer an: „Es ist anzugeben, warum die Katzen des Artilleriedepots im letzten Quartal für 2 Mark mehr Milch verzehrten als die des Proviantamtes!"

Der Zeugfeldwebel berichtete: „Die Katzen des Artilleriedepots ernähren sich außer von Milch auch von Mäusen; diese aber fristen von den Lederabfällen und Pappresten des Depots ein kümmerliches Dasein. Dagegen ernähren sich die Katzen des Proviantamtes von den Mäusen des Proviantamtes. Diese Mäuse finden eine sehr kräftige und fette Nahrung in den Speisevorräten des Amtes. Demnach brauchen die dort befindlichen Katzen bedeutend weniger Milch als die Depotkatzen."



Immer großzügig.

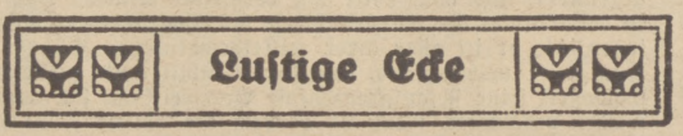
Eine heitere Episode ereignete sich unlängst in Bukarest. Ein sehr schmutziger junger Stiefelputzer fragte einen Künstler mit wehenden Locken: „Stiefelputzen, mein Herr?" „Nicht nötig, mein Junge", war die Antwort, aber wenn du dir drüben am Brunnen mal dein Gesicht richtig wäschst, gebe ich dir 50 Heller!" Wie der Blitz war der Junge am Brunnen und kam gleich darauf frischgewaschen zurück. „Sehr schön", meinte der Künstler anerkennend „hier hast du den versprochenen Lohn". Aber der Junge schüttelte verschmitzt lächelnd den Kopf. „Behalten Sie nur das Geld," sagte er dann großzügig, „und lassen Sie sich dafür lieber die Harre schneiden!"

Die Dynamitpatrone im Bärenmagen.

Irgendwo in den Wäldern der Umgebung der amerikanischen Stadt Olean im Staate Newyork läuft ein großer Bär herum, der eine Dynamitpatrone im Magen hat. Er hat sie gefressen — genau so wie er manches andere bereits in seinem langen Leben verschluckt hat, das ihm als nützliche Nahrung erschien . . . In der Nähe der Stadt waren Bergleute mit dem Verlegen von Röhren beschäftigt, wobei zu Sprengzwecken ein Kasten mit 13 Dynamitpatronen an der Arbeitsstelle stand. Achtlos hatten die Arbeiter, als sie Feierabend machten, den Kasten offen stehen gelassen. Mit Schrecken sahen sie am nächsten Morgen, daß von den 13 Patronen eine halbe fehlte. Nur eine Spur hatte man von dem Dieb: an einer scharfen Ecke des Kastens war ein Büschel grober Bärenhaare hängen geblieben. Nun hat man die Einwohner des ganzen Ortes aufgeboten, um den Bären zu suchen, der wieder die Tiefe der umliegenden Wälder aufgesucht hat. Die ganze Sache ist recht schwierig. Denn selbst wenn man den Bären fände — was tun? Wenn man ihn totschießt oder ihn fängt und gewaltsam mit Strikken u. s. w. festmacht — so kann das bereits die Dynamitladung zur Explosion bringen. Eine recht unzweckmäßige Diät, die sich der alte Bär verordnet hat. Die Bewohner von Olean zerbrechen sich den Kopf. Vor allem: wenn sie wirklich irgendwo einen Bären treffen — weiß man, ob es wirklich der Bär mit der Patrone ist? Und wenn er es ist — wer will sagen, ob das Tier nicht längst die Patrone „verdaut" hat und sie den Weg aller natürlichen Nahrungsmittel ging?

Beim Glockenläuten vom Blitz getroffen.

Zu einem eigenartigen Unfall kam es in der kleinen österreichischen Ortschaft Mooskirchen. Hier werden nach alter Sitte stets beim Herannahen eines schweren Gewitters die Glocken geläutet. Auch als dieser Tage ein schweres Wetter heraufzog, begab sich in der Sebastianikirche die Kirchendienerin Juliana Gogg in die Glockenstube und läutete die Glocken. Plötzlich schlug der Blitz in den Kirchturm ein, ein leichter Strahl lief am Glockenstrick abwärts und streifte die läutende Frau. Sie erlitt eine leichte Lähmung, die glücklicherweise nach einigen Stunden behoben war.





Sie hatte ihre Hörner verloren und da hab' ich bei einer Versteigerung dies Geweih erstanden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.